

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 139.

Freitag, 16. Juni.

1916.

(I. Fortsetzung.)

## Die Braut aus Kanada.

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Ein frischer Wind kam von der See über den Elbstrom daher.

In der Morgenfrühe hatte es dicken, echten Hamburger Nebel gegeben, der das imposante Hafensbild mit seiner rastlosen Geschäftigkeit wie in einen undurchdringlichen Sack eingehüllt hatte.

Die Sirenen hatten ununterbrochen geschrielt.

Dann war es licht und immer lichter geworden, und man triumphtierte hellachend die Sonne.

Dangsam und majestätisch glitt der große Postdampfer aus Amerika, die „Bineta“, die Elbe herauf, an den stolzen Werften vorüber bis in die Nähe der Landungsbrücke von St. Pauli.

Große Mienen grüßten von den Deck des Schiffes die deutsche Heimat. Manche unter den Passagieren lehrten nach mehrjähriger Abwesenheit zur heimatischen Erde zurück. Andere wiederum blickten dem alten Europa, das sie zum erstenmal kennen lernen sollten, neugierig entgegen.

Auf den kindlichen Bügen eines noch sehr jungen Mädchens, das an der Reeling stand und mit der Hand die Augen vor den Sonnenstrahlen, die den bläulichen Rauch, der über dem Hafensbilde schwebte, vergoldeten, schützte, war weder Neugierde, noch Freude, noch sonst ein lebhafteres Empfinden ausgeprägt.

Teilnahmslos glitten die Blicke der mandelförmigen, dunkelgrauen Augen über das Ufer mit seiner dichtgedrängten Menschenmenge dahin.

Alles war ihr fremd — so grenzenlos fremd.

Eigentlich waren nur die Augen schön in dem schmalen, blassen, jungen Gesicht. Die Figur, hochaufgeschossen, war reizlos in ihrer Schwächigkeit und Ungrazie. Das Haar, das unter einer Reisemütze fast versteinert war, war schwarz und glanzlos. Die Kleidung dieser jungen Reisenden erster Kajüte fiel durch eine hervorragende Geschmacklosigkeit auf; sie bestand in einem dunklen, schlecht sitzenden Zadenkleid, einer grauwollenen Hemdbluse und plumpem Schuhzeug.

Man hätte das junge Mädchen für eine Kammerzofe halten können, wenn ihre Toilette etwas geschmackvoller gewesen wäre. Die Rosen der mitreisenden reichen Ladies trugen sich weit eleganter als Henrika dy Santos.

Ein blonder, sehr schlanker, sehr vornehm aussehender Mann in englischem Reiseanzug näherte sich ihr.

„Nun sind wir sogleich am Ziel unserer Seereise. Fräulein Henrika, und nach ein paar Stunden in Berlin!“ redete er sie auf deutsch an.

Henrika dy Santos gab keine Antwort.

Sie mochte ihn nicht, diesen fremden Deutschen, dem man sie für die Reise nach Deutschland anvertraut hatte. Mit untrüglichem Instinkt hatte sie sofort herausgefühlt, daß sie ihm hochgradig unsympathisch war.

Nur aus Freundschaft — sagte sie sich, aus Erkenntlichkeit Hans Gröning gegenüber, hatte er sich dazu ver-

standen, ihr Reisemarschall zu sein. Unterwegs hatte er sich ja auch kaum um sie gekümmert. Als sie krank geworden war, hatte er sich vermutlich gefreut, sich nicht mehr zu den Phrasen, die er täglich an sie gerichtet, aufschwingen zu brauchen. „Gut ausgeschlafen, Fräulein Henrika? Wie geht es Ihnen heute?“ Das war so ziemlich alles gewesen, was er mit ihr die ganze Zeit hindurch an Bord geredet hatte.

Sie hätte ja auch selber nicht gewußt, worüber sie sich mit ihm unterhalten sollte.

In ihr war noch alles so verworren und unklar. Die letzten Eindrücke in Kanada lasteten auf ihr. Aber ihren Kopf hinweg hatte man gehandelt, hatte man über ihre nächste Zukunft entschieden. Sie — hilf- und schutzlos, wie sie war — hatte nicht widersprochen. Von dem Moment an, wo sie, als das Unglück mit ihrem Großvater geschehen war, sich instinktiv an Hans Gröning geklammert, hatte sie sich auch zugleich willenlos seiner Führung überlassen. Sie hatte das Gefühl des Geborgenseins gehabt: nun war einer da, der für sie in ihrer grenzenlosen Verlassenheit sorgte. Sie war ihm dankbar dafür, vertraute ihm blindlings. Sie konnte sich nicht mehr darauf besinnen, was sie ihm auf seine rasche Frage, ob sie seine Frau werden wolle, geantwortet hatte. Sie hatte sich bloß fester an ihn geklammert in ihrer Verzweiflung und Angst, und er hatte ihre undeutlich hervorgestohlenen Worte und dann ihr völliges Verstummen für ein Ja genommen. Es war ja auch gut so — sie hatte doch niemand auf der Welt außer Hans Gröning.

Kurz vor ihrer Abfahrt aus Kanada hatte er ihr ein kleines, ledernes Taschenbuch in die Hand gedrückt: „Bewahre es gut, Henrika, es ist Bargeld für dich drin, und außerdem noch ein Scheck auf eine größere Summe an die Deutsche Bank in Berlin. Ich will, daß du lernst, selbständig mit größeren Geldbeträgen umzugehen und daß du dich nicht in materieller Abhängigkeit bei meiner Mutter fühlst. Kauf dir an Kleidung, was du in Berlin brauchen wirst. Nimm Unterricht in Wissenschaften. In meinen Augen braucht eine Frau nicht viel an Gelehrsamkeit. Wenn sie nur so lieb ist wie du, mein Kind, das genügt mir.“

Der große, blondbärtige Hans Gröning hatte seine schlanke, stille Braut in seine Arme genommen und sie zum Abschied bewegt und herzlich geküßt.

Eine, die wie Henrika dy Santos auf Gottes welter Welt nichts ihr eigen nannte: weder Vermögen, noch höhere Bildung, die sie zu irgendeinem selbständigen Brauenerwerb hätte befähigen können, die nach dem jähen Tode ihres Großvaters Diego dy Santos gänzlich verwaist dastand, mußte nach Ansicht des Großkaufmanns Fred Delarue, dessen Schutz sie auf der Überfahrt anvertraut war, „Gott auf ihren Knien danken“, daß sich dieser Prachtmensch, der Hans Gröning, ihrer angenommen hatte, daß er sie zu seiner Frau machen wollte. Daß dieses Paar so ungleich wie nur irgend

möglich war, daß Hans Gröning seinen Jahren nach Henrikas Vater hätte sein können, zog Fred Delarue gar nicht in Betracht. Er ärgerte sich täglich über Henrika. Er fand sie oft geradezu abstoßend in ihrem, wie er sagte, „kindischen Stumpfsein“. Sie nahm die Güte des Mannes, für den sie, Freds Meinung nach, lange nicht gut genug war, als etwas ganz Selbstverständliches hin, ja es war gerade so, als hätte sie ihrem Verlobten eine Gnade damit erwiesen, daß sie, eine dr. Santos, die ja einstmals vor grauen Jahren spanische Granden gewesen waren und sagenhafte Reichtümer besessen haben sollten — wollte man den Aufschneideereien des verstorbenen Diego dy Santos Glauben schenken — nicht nein gesagt hatte bei Hans Grönings überhöhter Werbung.

„Ich will dich heiraten, Henrika“, hatte er gesagt, „dann brauchst du dich nicht heimatlos in der Welt umherzuwerfen. Auf meinen Posten in den Kohlenbergwerken kann ich dich nicht gut mitnehmen. Ebenso sehr widerstrebt es mir, dich, mein kleines Urwaldmädchen, in eine der großen Städte zu setzen bis zu meiner Rückkehr aus dem Bergwerk. Es kann gut ein Jahr vergehen bis dahin. Vor allem aber wünsche ich herzlich, daß du meine Mutter kennen lernst, Henrika.“

So hatte der brave, blonde Süne gesprochen, und Henrika hatte zu seinen Worten gehoramt mit dem Kopf genickt, und Fred Delarue hatte dabei gestanden mit einem sarkastischen Lächeln. Welch ein echt deutscher Gemütsmensch dieser Hans Gröning doch hier in Amerika geblieben war. Ein Idealist unter all den Dollarleuten, die das Land hier auszubeuten bestrebt waren. Es war eine Freude, Hans Gröning anzusehen. Tausendmal schade, daß er sich ausgerechnet dieses unreife, unintelligente Geschöpf zur Lebensgefährtin ausgesucht hatte. Es war eine Beischüßermanie bei ihm, nichts weicher, kalkulierte Fred Delarue. Ob Frau Gröning in Berlin sehr erbaut über diese Schwiegertochter aus Kanada sein würde? Fr. d. erlaubte sich, daran zu zweifeln. Wenn er seiner Mutter Henrika als Tochter zuführen würde . . . Fred lächelte, als er, während er Henrika anschaute, flüchtig daran dachte. Wie unglaublich plebejisch ihm das Mädchen erschien — trotz der Abstammung von einer spanischen Grandenfamilie. Fred glaubte natürlich kein Wort von dieser Mär, die Henrikas Großvater Diego dy Santos, ein Abenteurer von reinstem Wasser, so gern freundlichen Zuhörern aufgetischt hatte. Henrika und seine, Freds Mutter — man konnte sich kaum einen größeren Gegensatz denken. Die verwitwete Baronin Strodman, die in erster Ehe mit Freds Vater, dem Großindustriellen Delarue, der einer altadligen französischen Emigrantenfamilie angehört hatte, vermählt gewesen war, war eine Tochter aus einem hanseatischen Patrizierhause und gab unendlich viel auf äußere Formen, auf tadellose Erziehung in jeder Hinsicht.

Freds Großvater hatte das de vor seinem Namen abgelegt, es einfach mit Delarue verschmolzen — ursprünglich hatte sich die Familie de „La Rue“ genannt. Auf dem Weltmarkt hatte der jetzige Name einen guten Klang. Die Firma stand mit England, Rußland und Amerika in reger Geschäftsverbindung. Fred hatte Lust gehabt, sich die neue Welt anzusehen. Der Zufall hatte ihn dort mit Gröning zusammengeführt. Bei Gelegenheit einer gefährlichen Jagd, zu deren Teilnehmern auch Fred und Gröning gehört hatten, war der Ingenieur der Lebensretter des Millionärs geworden. Dieser Umstand hatte die schnell erwachten gegenseitigen Sympathien der beiden Männer noch erhöht, sie zu einem Freundschaftsbunde gesteigert. Hans Gröning hatte sich in seinem Gefühlsleben eine große Kindlichkeit bewahrt. In seiner kühlen Ruhe war Fred, der Jüngere, ihm oft überlegen. „Jeder Mensch muß einmal die größte Torheit seines Lebens begehen“, dachte Fred, als er neben Henrika auf Deck der „Vineta“ stand. „ich glaube, der gute Hans hat die seine nun hinter sich.“ Der Dampfer näherte sich seiner Anlegestelle.

(Fortsetzung folgt.)

## Berliner Kriegs-Pfingsttage.

Die Tage, die im Kalender rot gedruckt sind, rufen dem nachgerade an Krieg und Kriegszeit gewöhnten Europäer von neuem mit aller Lebendigkeit die Tatsache in Erinnerung, daß wir seit nunmehr 22 Monaten nach einer besonderen Zeitrechnung leben. Pfingsten? . . . nein, „Kriegspfingsten“ bitte sehr, man rechnet mit einem blühschnellen Rückblick nach und fügt kopfschüttelnd hinzu, daß es sogar die zweiten Kriegspfingsten sind, und wieder einmal ist man mitten in den Betrachtungen über die Zeit, die im August 1914 begann und noch immer wie ein Traum, ein Alp erscheint, aus dem man jeden Morgen endlich erwachen zu müssen glaubt. Aber es ist leider ein solider Traum, dauerhaft und opferschwer, zugleich aber auch reich an reinsten Empfindung, an Ruhm und Ehre. Kriegspfingsten, zum zweiten Male . . .

In Berlin haben die Pfingsten sich diesmal nicht sehr frühlinghaft gezeigt. Sie spotteten des Kalenders und der Meteorologie, der Überlieferung und der seit Menschengebirnen übernommenen Verpflichtungen. Es waren nasse Pfingsten in der Reichshauptstadt, und statt der farbigen Frühlingshüte sah man aufgespannte Regenschirme. Wenn die Pfingsten sich berufen glaubten, auch ihrerzeit Zeit und Sitten auf den Kopf zu stellen, so kann man sagen, daß ihnen dies ziemlich gut gelang. Der frühe Morgen des Samstags zeigte sich einigermaßen heiter, so daß die Glücklichen, denen ein Ferienausflug bevorstand, in bester Stimmung zur Bahn fuhren. Die Feinde und Neutralen, die von trüber Stimmung in Deutschland flunkern, hätten bloß Samstag Morgen den Berliner Bahnhöfen einen Besuch abstatten brauchen, um sich sehr deutlich vom Gegenteil zu überzeugen. Schon das Straßenbild in der Nähe der Bahnhöfe war vom lebendigen Trubel des Reiseverkehrs geprägt, und auf den Bahnhöfen selbst — vor den Schaltern, in den Wartesälen und auf den Bahnsteigen — wimmelte es von fröhlich gestimmten Pfingstausflüglern, die ebenso gut genährt wie munter und ferienfroh erschienen. Und die zahllosen bekapten Touristen hätten ausgereicht, um ein ordentliches Reserverekorps zu bilden, das den Reid der erfahrbefürhtigen Franzosen erwecken konnte. Es war beruhigend, festzustellen, wie viele nicht gerade gebrechliche Männer es sich auch gegen Ende des zweiten Kriegsjahres noch leisten können, als Zivilisten in die Pfingstwelt hinauszuziehen. Nur schade, daß das Wetter so feldgrau wurde, schon um 10 Uhr vormittags regnete es andauernd und ausgiebig, daß die Zurückbleibenden sich damit trösten konnten, vielleicht das bessere Teil erwählt zu haben.

Zwei große Veranstaltungen — beide im Freien — sollten den daheimbleibenden Berlinern die Pfingsten besonders festlich und unterhaltig gestalten; am Sonntag eine von der Kommandantur zu wohlütigem Zweck vorbereitete, mit Musik und Massenaufgebot lodende Festaufführung im „Stadion“, am Montag die großen Rennen auf der beliebtesten Bahn, im Grunewald. Die Stadionaufführung aber fiel — in des Wortes wahrster Bedeutung — ins Wasser; Sonntagvormittag wurde durch Plakate bekanntgegeben, daß die wetterkundige Kommandantur die Vorstellung um eine Woche verschiebe. Dagegen zeigte sich die Kennleitung fest und unerschrocken: die Rennen am Montag fanden im Grunewald statt, dann und wann sogar von der Sonne flüchtig zwischen zwei Regenschauern beschienen. Auch diesmal zeigte der Besuch der Bahn und der Umsatz am Totalisator, daß die Berliner sich nicht so leicht in ihren Gewohnheiten stören lassen.

Im übrigen aber blieben diesmal die Pfingsten auch in der Umgebung feucht und kühl, und die Ausflügler werden sich wohl mehr als einmal nach der Hauptstadt zurückgesehnt haben, die sie in der Hoffnung auf pfingstliche Naturfreuden verließen.

Herr Batozi aber mag vom Pfingstwetter anders gedacht haben: die im Vorjahr gründlich ausgetrockneten Felder konnten die nasse Taufe gut vertragen, und schließlich geht ja heute mehr als je das Praktische dem Schönen voran.

Auch in diesen Feiertagen bemerkte man in Berlin die zunehmende Zahl der Uniformen. Die besondere Bedeutung

der Feste liegt ja schon seit langem darin, daß sie für viele Hunderte, für Tausende von Kriegern Heimatsurlaub bedeuten. Und dies war auch in Berlin die festlichste Seite der diesjährigen Pfingsten, der die Ungunst der Witterung nichts anhaben vermochte. In den Familien, in denen Wiedersehen gefeiert wurde, wäre die Pfingstfreude ebenso vollkommen gewesen, wenn es gedonnert, gestürmt und gehagelt hätte.

Die Urlauber selbst gingen unter den Linden und am Kurfürstendammspazierer und machten so das Straßenbild festlich und seldgrau, wie zu Weihnachten und Ostern. Sie, die ja im Schützengraben den nicht immer einwandfreien Herrlichkeiten der primitiven Natur genügend nahe stehen, hatten einen Pfingstausflug nach der Stadt gemacht, einen Pfingstausflug, dessen Glücksgefühl kein Wettergott zu verregnen vermag.

Das eigentliche städtische Pfingsttreiben spielte sich daher mehr in den Lokalen als im Freien ab. Die Gasthäuser und die Kaffeehäuser waren überfüllt, die Theater ausverkauft, und um 12 Uhr nachts herrschte in Wars und Kaffees ein Leben, das nicht gerade an Aushungerung und andere schwarze Ententendrohungen erinnerte.

Und doch waren es Pfingsttage, wie sie von unserer Generation noch niemals vorher erlebt wurden; Pfingsten im zweiten Kriegsjahr, Pfingsten mit Spirituosenverbot und Einfuhrsperre, Pfingsten mit Sommerzeit, Pfingsten unter dem Geß der Fleischkarte. Daß auch diese Pfingsten so lebensfroh verliefen, ist auch ein Sieg und das beste Geschenk dieser regenreichen und doch so hellen Festtage. . .

A. B.

## Gartenbau \* Blumenpflege.

### \* Monatskalender.

Gemüsegarten: Auspflanzen aller Wintergemüsepflanzen, — die Erdbeeren pflückt man am besten, ehe sie die volle Sonne bescheint, — Abnehmen der Ausläufer der Erdbeeren und Pikieren derselben, um im August gutes Pflanzmaterial zu haben. — Erneute Aussaat von Erbsen, Buschbohnen, Salat, Korb- und Sommerendivien, Spinat, Kohlrabi und auch Gurken. — Alle Gewürz-, Küchen- und Arzneikräuter können im Laufe des Monats, je nach ihrer vollkommenen Ausbildung, abgeschnitten und für den Winterbedarf getrocknet werden. — Nach Johanni Aufhören des Spargelstechens, damit sich die Treibaugen für das kommende Jahr an den Wurzelstöcken kräftig bilden können. — Die wichtigsten täglichen Beschäftigungen sind: Säen, Behaden, Begießen und Düngen mit flüssigem Dung. Obstgarten: Beginn des Sommerschnitts aller Formbäume. — Von Zeit zu Zeit kräftiges Begießen aller neugepflanzten Bäume, — von Johannis ab: Beginn des Beschneidens der Hecken, Kullieren aufs treibende Auge. Blumengarten: die abgeblühten Staudengewächse schneide man 5 bis 7 Zentimeter über der Erde ab und pflanze Sommerblumen daneben, um keinen leeren Platz im Blumengarten zu haben. — Regelmäßiges Begießen der Topfpflanzen mit flüssigem Dünger, wöchentlich 1 bis 2 mal. — Regelmäßiges Mähen, Walzen und Begießen der Rasenplätze. — Vermehrung von krautartigen Pflanzen durch Stecklinge. H.

### \* Sommerblumen für Rabatten.

Eine Blumenrabatte bepflanzt mit der besten Auswahl ausdauernder Stauden wird allgemeine Befriedigung selten erwecken. Das gute Aussehen der Rabatte wird immer darunter leiden, daß nur ein Teil der Pflanzen blüht und die abgeblühten Stauden durch unschöne Form oder teilweises Absterben den Gesamteindruck beeinträchtigt. Durch geschicktes Verteilen von Früh- und Spätblühern und häufigere Verwendung von Stauden, die auch nach der Blüte gute Blattwirkung aufweisen, läßt sich der Eindruck der Rabatte verbessern. Vielen Stauden schadet es nichts, wenn man sie nach dem Verblühen ausnimmt und durch andere spätblühende ergänzt. Es setzt dies aber voraus, daß man einen kleinen Anzuchtgarten zur Verfügung hat, der die zum Auswechseln bestimmten Blütenstauden aufnimmt. Aus solchen Anzuchtbeeten lassen sich die meisten Stauden bei feuchtem Wetter und genügender Vorsicht ziemlich kurz vor der Blüte mit entsprechenden Erdballen verpflanzen, ohne daß der Flor beeinträchtigt wird. Häkt der Pflanze der Wollen schlecht, so ist die Kultur in kleinen Drahtkörben zu empfehlen. Man ersieht daraus, daß die Erhaltung einer Blumenrabatte in dauernd gutem Zustande mancherlei Arbeit verursacht.

Für die meisten Gartenbesitzer einfacher ist ein anderer Weg. Man pflanze die Rabatte nicht zu dicht mit ausdauernden Stauden und lasse besonders nach dem Wegrande

zu regelmäßig Lücken, die zur Aufnahme von einjähriger Sommerpflanzen (Sommerfior) dienen. Es eignen sich hierzu unter anderen Astern, Ledbojen, Zinien, Skabiosen, Schöngesicht (Calliopsis), Rittersporn, Bucherblume, Biertabak, Marqueteriten, Sommerellen. Diese Blumen werden von Mitte Mai ab ins Freie gepflanzt, entwickeln sich bei guter Pflege rasch und zeichnen sich zum größten Teil durch einen sehr reichen Flor aus, der am Ende Juni, Anfang Juli bis zum Herbst andauert.

Eine Reihe anderer Blumen sind praktischer unmittelbar in die Lücken der Rabatte zu säen, z. B. Reseda, Sommermohn, Kornblume, Edelweiden, Clarkia, Schizanthus. Geht der Same zu dicht auf, so dünne man aus oder verpflanze ein Teil der Sämlinge möglichst klein an andere Stellen.

Diese Maßnahmen zur Verbesserung der guten Wirkung der Rabatte werden sich um so leichter durchführen lassen und um so wirkungsvoller sein, je breiter eine Rabatte ist. Viele Blumenrabatten leiden darunter, daß sie zu schmal angelegt sind. Eine Breite von 1,50 Meter sollte man bei längeren Rabatten mindestens wählen. Solche Breiten ermöglichen das Zusammenpflanzen größerer, wirkungsvoller Klumpen von einer Sorte, sie erlauben die Anpflanzung größerer, wirkungsvoller Dekorationsstauden, wie Dahlien, Sommerblumen, Riesentabak, Königslerchen, Pfingstrosen.

Beim Verteilen der Sommerblumen müssen vor allem die Stellen verdeckt werden, die durch die abgeblühten Stauden unschön aussehen, durch Betonung einer gewissen Regelmäßigkeit in der Anordnung wird man ebenfalls gute Wirkung erzielen.

Die Mannigfaltigkeit der Rabatten läßt sich durch Sommerblumen aller Art jedenfalls noch wesentlich erhöhen, eine geschickte Anwendung derselben wird dazu beitragen, mancherlei Enttäuschungen zu vermeiden, die die neugepflanzte Staudenrabatte bei Regen hervorrufen wird. H.

### \* Die Kräuselkrankheit.

Die Kräuselkrankheit ist eine bekannte Erscheinung, welche wir alljährlich an Pfirsichen und Mandeln beobachten können. Sie tritt aber nur in den Frühjahrsmonaten auf, mit Beginn einer gleichmäßig warmen Witterung pflegt die Krankheit nachzulassen und Blätter und Triebe entwickeln sich wieder in richtiger Weise. In manchen Jahren zeigt die Krankheit verheerende Wirkung, fast alle jungen Blätter und Triebe werden befallen, so daß die Bäume einen trostlosen Anblick gewähren, keine Frucht ansetzen und fast ohne Laub dastehen. Der Erreger der Krankheit ist ein Pilz, *Exoascus Taphrina*. Er verursacht die Verkrüppelung des Blätterwerks, das Bilden von Blasen und Geschwulsten. Die befallenen Blätter verlieren dabei ihren Chlorophyllgehalt, werden gelblich, gelblichrot, werden hart und brüchig und fallen schließlich ab. Außer von Blättern befallt der Pilz auch die Triebe und jungen Früchte und verursacht dort ähnliche Erscheinungen.

Nicht zu verwechseln ist die Krankheit mit ähnlichen Blätterveränderungen, die durch Blätterläuse hervorgerufen

werden. Den Pilz kann man mit Sicherheit an einem matten mehligem Überzug feststellen, der an der Außenseite der Blätter sich bildet und zur Erzeugung von Sporen dient.

Der Pilz sibt nicht nur in den Blättern, sondern wie schon erwähnt, auch in den jungen Zweigen, seine Myzel-schläuche reichen sogar bis ins alte Holz, wo er überwintert und von wo aus er in die jungen Triebe und Blätter übergeht.

Bis heute sind wirksame Gegenmittel nicht bekannt. Das häufig empfohlene Besprehen mit Schwefel, Kupfervitriol oder Carbolineum hat nach meinen Erfahrungen keinen Wert. Es empfiehlt sich, die befallenen Blätter und Zweige frühzeitig abzuschneiden und zu verbrennen. Man muß hierbei bis ins alte Holz gehen, weil hier der Ausgang des Pilzes zu suchen ist. Unter Umständen wird diese Maßregel aber auch zu weit führen, da ein zu starkes Schneiden den Baum ebenfalls sehr schädigt, ohne daß man eine Gewähr dafür hat, daß die Krankheit zurückgeht. Wichtiger erscheint die vorbeugende Maßregel, Pfirsiche nur da anzupflanzen, wo sie die zuzugenden notwendigen Vorbedingungen zu einem guten Gedeihen vorfinden. Pfirsiche und Mandeln sind Kinder der Südens, die gegen Witterungsanschläge sehr empfindlich sind. Man pflanze sie deshalb vorzugsweise als Spaliere an warme Süd- oder Südwestwände. Der Boden muß durchlässig, nicht zu schwer und gelockert sein. Ein gewisser Schutz gegen den Pilz bilden überspringende Dächer oder Glaswände. In Treibhäusern tritt der Pilz jedenfalls nur vereinzelt auf.

Verwandte des Erregers der Kräuselkrankheit treten auch an anderen Bäumen auf. *Exoascus Taphrina pruni* befallt Pflaumen und Zwetschen und zwar hauptsächlich deren Früchte. Der Pilz macht sich hier in ganz eigentümlicher Weise bemerkbar. Die befallenen Früchte werden größer als die gesunden, verlieren die grüne Farbe, werden gelb, wachsen in die Länge und krümmen sich hornartig. Die gelbe Farbe geht allmählich in eine mehlig weiße über, später wird die Frucht braun, häufig treten Fäulnispilze hinzu. Diese Erscheinung ist bekannt unter dem Namen „Narren“ oder „Taschen“, Narren wohl deshalb, weil die Früchte steinlos sind. Von den Früchten geht der Pilz auch auf die jungen Triebe über, die sich krümmen und verkümmern. Durch frühzeitiges Sammeln und Vernichten der befallenen Früchte und Triebe wird man eine weitere Verbreitung der Krankheit hier leicht verhüten können, wie der Schaden auch im schlimmsten Falle bei Pflaumen nie so bedeutend ist wie bei Pfirsichen. H.

### \* Das Pflanzen der Wintergemüse.

„Vor Johanni Kraut, nach Johanni Kräutchen.“ Damit sagt das Sprichwort, daß alle nach Johanni gepflanzten Wintergemüse nur selten Aussicht haben, sich vollkommen zu entwickeln, da eben alle ein bestimmtes Maß von Sonne und Wärme zu ihrer Vollkommenheit brauchen, auch dann, wenn die Bodenbeschaffenheit und die Pflege die denkbar besten sind. Man muß also suchen, mit dem Pflanzgeschäft der gangbarsten und wichtigsten Wintergemüse vor Johanni fertig zu werden.

Wenn man die Pflanzen dem Saatbeete enthebt, so hat man allen Fleiß auf die Schonung der Wurzeln zu verwenden. Man bedient sich zum Ausheben eines entsprechend zugeschnittenen Holzes. Das Gedeihen der jungen Pflanzen hängt großenteils von der Weise ab, in der sie gehoben und gepflanzt wurden. Man hebt die Pflanzen, wenn das Erdreich noch etwas feucht ist, weil dann die Wurzeln weniger leicht abreißen und immer einige Erde an ihnen hängen bleibt. Sollte das Land fest und trocken sein, so muß es eine Stunde vorher stark überbraust werden. Sechlinge, die einmal pikiert worden, haben eine weit kräftigere Wurzelbildung als solche, die unmittelbar vom Saatbeete genommen werden, und man kann sie vor dem Verfehen stärker werden lassen, als es sonst zulässig sein würde. Beim Ausheben wählt man Sechlinge von möglichst gleichmäßiger Stärke, weil sie in diesem Falle sich gleichmäßig weiter entwickeln und zu gleicher Zeit verbrauchsfähig werden. Die Schwächeren läßt man unberührt und können nach einiger Zeit zu einer zweiten Pflanzung oder zum Aushebern Verwendung finden. Die allgemeine Regel, die Pflanze wieder so tief und nie tiefer einzusetzen, als sie gestanden hat, halte man stets im Auge,

nur die Kohlraben können etwas tiefer gesetzt werden. Die Erde, in welche man pflanzt, darf weder zu naß, noch zu trocken, sie muß vielmehr mild sein, damit sie sich an die in ihrer natürlichen Lage einzubringenden Wurzeln gut anlegt.

Die Entfernung, in welcher die Pflanzen voneinander zu setzen sind — bei den meisten Krautarten etwa 35 bis 60 Zentimeter — richtet sich nach dem Raum, welchen eine völlig ausgewachsene Pflanze einnimmt und ist daher bei den verschiedenen Pflanzenarten sehr verschieden. Man setze lieber etwas weiter als zu eng, der leere Raum läßt sich zu Zwischenpflanzen — Salat und dergl. — benutzen, welche, bevor die Hauptpflanzen ausgewachsen, bereits abgeerntet sind. Nach meinen Erfahrungen wird fast überall zu eng gepflanzt, wodurch nur geringe Ware erzielt werden kann.

Sind die Sechlinge gepflanzt, so ist das Wichtigste das Einschlämmen, welches den Zweck hat, die Erde von allen Seiten an die Wurzeln heranzuspülen. Auch ist ihr Standort mindestens so lange feucht zu erhalten, bis sie gut angewurzelt sind. Daß alle Krautarten später in ihrer Hauptentwicklungszeit für regelmäßigen kräftigen Düngerguß und öfteres Lockern des Bodens sehr dankbar sind, ist an dieser Stelle schon oft erwähnt worden. H.

\* \* \*

Die richtige Wahl der Pflanzen ist bei schattiger Lage der Fenster und Balkons von größter Bedeutung, wenn auch hier ein gefällig wirkender Blumenschmuck erzielt werden soll. Die Auswahl ist leider in diesem Falle unter den blühenden Pflanzen eine recht beschränkte. Neben Knollenbegonien, die immer auch unter diesen Bedingungen gedeihen, wären noch die Hortensien zu nennen, mit denen immerhin recht wirkungsvolle Abwechslung erzielt werden kann. Im Verein mit immergrünen Gewächsen, wie Lorbeer, Mahonien, Koniferen, Nuzus usw. wurde beim Wettbewerb für Fensterblumenschmuck in einigen Städten sogar für besonders dekorative Wirkung Preise erzielt. Wo es sich um halbschattige Lagen handelt, also Wohnungen, die entweder nur Morgen- oder Abendsonne haben, ist dagegen die Auswahl unter den blühenden Pflanzen eine viel größere. Hier entwickeln sowohl die Nocea wie auch die Trichterwinde, Geranium und Espe-pelargonie, Fuchsia, Nelke, Lobelia, Verbene, Heliotrop, Nar-guerite sowie die verschiedenen Arten von Salvia, Calceolarien usw. vielgestaltige dekorative Wirkung bei gut gewähltem Standort und Berücksichtigung der Architektur. Wer es mit seinen Blumenpflegingen ganz besonders gut meint, der sprüht sie des Abends, bei kühler werdender Temperatur, recht ausgiebig mit der Blumenspritze und luftwarmem Wasser ab. Besondere Frische und größeren Blütenreichtum lehnen die tägliche kleine Mühe reichlich.

Die Knollenbegonie mit ihren gefüllten üppigen Blüten in dichtem Flor hat sich in den letzten Jahren immer mehr Liebhaber gewonnen. Eigentlich ist das auch nicht zu verwundern, wenn man in Erwägung zieht, in welcher reicheren Abwechslung der Farbenschattierungen die schönen großen Blüten erscheinen. Sind doch heute von gefüllt blühenden Knollenbegonien selbst Blüten von über 10 Zentimeter Durchmesser nichts Selteneres mehr, dabei die Pflanze selbst bei richtigem Standort, geeigneter Erde und regelmäßiger Bewässerung leicht zu ziehen. Um bezüglich der Erde keine Mißgriffe zu begehen, beziehe man sie zusammen mit den angetriebenen Knollen von einem tüchtigen Handelsgärtner. Von Anfang Juni an werden sie dann in die Blumenkasten verpflanzt und im Halbschatten aufgestellt. Der größte Feind der gefüllt blühenden Knollenbegonien ist Trockenheit, selbst wo sie nur einmal beim Gießen vergessen wurde, beginnt sie zu kränkeln oder geht wohl gar völlig ein. Jedenfalls geht bei nachlässiger Bewässerung der Blütenflor stark zurück und die auf sie gestellten Erwartungen werden meist völlig enttäuscht. Im übrigen bedarf sie zu einer gedeihlichen Entwicklung einer regelmäßigen Verabreichung von Düng. Am besten wird dieser Blumendünger dem Gießwasser zugesetzt und wöchentlich wenigstens einmal verabreicht.

Einen vortrefflichen Blumendünger ergeben faule Eier, die nicht mehr genießbar sind, indem man sie in etwa 1 Liter Wasser verquirlt und damit die Balkon- und Zimmerpflanzen gießt. Nach diesem Düngerguß gedeihen sie prächtig und setzen üppigen Blütenflor an.

Der Nachrunder mit einem \* versehenen Original-Artikel ist nicht gestattet